

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 5

Artikel: Selma Lagerlöf und der Krieg
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selma Lagerlöf und der Krieg

Von Ernst Eschmann.

Die schwedische Dichterin Selma Lagerlöf gehört heute der Weltliteratur an. In alle Kultursprachen sind ihre Werke übersetzt. In allen Ländern wird sie mit Begeisterung gelesen. So sehr sie im Herzen Schwedin ist, so gerne sie ihre Geschichten und Romane in ihrem Heimatlande spielen läßt, gehört sie der Welt. Ihre Kraft und Lebendigkeit der Darstellung ist ungewöhnlich. Um alle Höhen des menschlichen Wesens weiß sie Bescheid. Ihr Blick und ihr Mitempfinden dringt in die Tiefen schwersten Verschuldens. Für alle Fehler, Schwächen und Sünden von Hoch und Niedrig bringt sie ein Verständnis mit und bricht nicht gleich den Stab über einem Menschen, auch wenn er sich in schwere Schuld verstrickt hat. Sie kennt die Verhältnisse, die Geschichte und Probleme ihrer Heimat und darüber hinaus die mächtigen und gefährlichen Klippen des Lebens, die sich einem jeden von uns in den Weg stellen, wohne er in südlichen oder nördlichen Zonen. Sie weiß: das menschliche Herz, die Wünsche und Begierden, Freuden und Leiden Einzelner wie ganzer Völkerschaften weisen verblüffende Ähnlichkeiten auf, und die Schranken und Grenzen von Land zu Land sind nicht so streng und schroff, abgesehen von Sitten und Bräuchen und Anschauungen bestimmter Gegenden und sprachlich geschiedener Stämme, daß jung und alt sich nicht verstehen würden, daß die Menschen in ihren Hauptschicksalen nicht miteinander fühlten, die Weißen, die Gelben und Schwarzen. Auf dieser erstaunlichen Kenntnis menschlichen Wesens baut Selma Lagerlöf ihre Geschichten auf. Dabei ist ihr eine Phantasie von unerschöpflichem Reichtum behilflich. Ahnungen gehen ihr auf, und Träume gaukeln ihr vor, die ihre Geschichte in lebendige und farbige Formen kleiden, so daß ihre Erzählungen zu fesselnden Geschehnissen werden, die den Leser mitreißen und nicht so bald wieder loslassen.

Selma Lagerlöf ist im Jahre 1858 auf dem Hofe Marbacka in Värmland geboren. Sie wuchs auf dem Lande auf und besuchte das Seminar in Stockholm. Zehn Jahre war sie Lehrerin in Landskrona, von 1885 bis 1895, und machte

dann Reisen durch ganz Europa, bis nach Palästina. Anno 1907 ließ sie sich dauernd auf dem Hofe nieder, auf dem sie geboren war. 1890 wurde die literarische Welt aufmerksam auf sie, als bei einem Preisschreiben ihr Erstlingswerk „Gösta Berling“ ausgezeichnet wurde. Dieser Zyklus von Geschichten zählt auch heute noch zu ihren bekanntesten und am meisten verbreiteten Büchern. 1909 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur. 1914 ward sie Mitglied der schwedischen Akademie. Die Universität Upsala verlieh ihr den Ehrendoktor. Im März 1940 ist sie im hohen Alter von 82 Jahren gestorben. Wer hat nicht schon eine ihrer „Christuslegenden“ gelesen, die farbenbunte „Reise des kleinen Nils Holgersson“, die Romane „Jerusalem“, „Liljecronas Heimat“ oder die erschütternde Novelle „Das Mädchen vom Moorhof“ (kürzlich in einer billigen Ausgabe im Zürcher Verein für Verbreitung guter Schriften erschienen). Die Zahl ihrer Bücher ist groß. Ein jedes zwingt zum Nachdenken und wirft eine Lebensfrage auf. Man wird von Selma Lagerlöf nicht unterhalten, sondern mitgerissen, emporgetragen und an Probleme herangeführt, an denen kein Mensch vorübergehen kann, ohne verweilen zu müssen. Rätsel des Lebens werden gelöst.

Die Heiligkeit des Lebens macht einen ihrer Grundgedanken aus. Nirgends ist er kräftiger herausgearbeitet als in ihrem Roman aus den spätern Jahren ihres Schaffens: „Das heilige Leben“. Kein Wunder, daß ihr der Krieg zwischen den Völkern als eine grauenvolle Tragödie, als eine Katastrophe erscheint. Man rühmt Selma Lagerlöf nach, sie sei der Schilderung des Krieges geflissentlich aus dem Wege gegangen. In eines ihrer Bücher aber raucht er doch mächtig hinein, freilich als Gegenspieler nur, denn es gilt, ihm und seinem furchtbaren Mitstreiter, dem Tod, den Wert, die Schönheit und die über allem triumphierende Macht des Lebens entgegenzusetzen.

Im Mittelpunkt ihres hier vorliegenden Werkes steht Sven Ebersson, ein guter, zum Wohltun geschaffener Mensch. Sein Leben nahm einen ungewöhnlichen Verlauf. In frühen Jahren

machte er eine Expedition in arktische Gebiete mit. Den härtesten Entbehrungen ward er ausgesetzt. Die Teilnehmer der Fahrt waren dem Hungertod nahe. Als einer der Kameraden starb, langten die Verzweifelten nach dem Fleisch des Entseelten. Die Kunde davon verbreitete Entsetzen unter den Zurückgebliebenen. Als das Schiff der Nordpolfahrer in den Heimathafen zurückgekehrt war und zu Stadt und Land rufbar wurde, daß die Männer sich an einem ihrer Begleiter vergriffen hatten, wurde ihnen statt Ruhm für ihre Taten und Abenteuer Verachtung zuteil. Man schalt sie als Wilde und Menschenfresser, nahm Abstand von ihnen und schloß sie aus dem Kreise gesitteter Menschen.

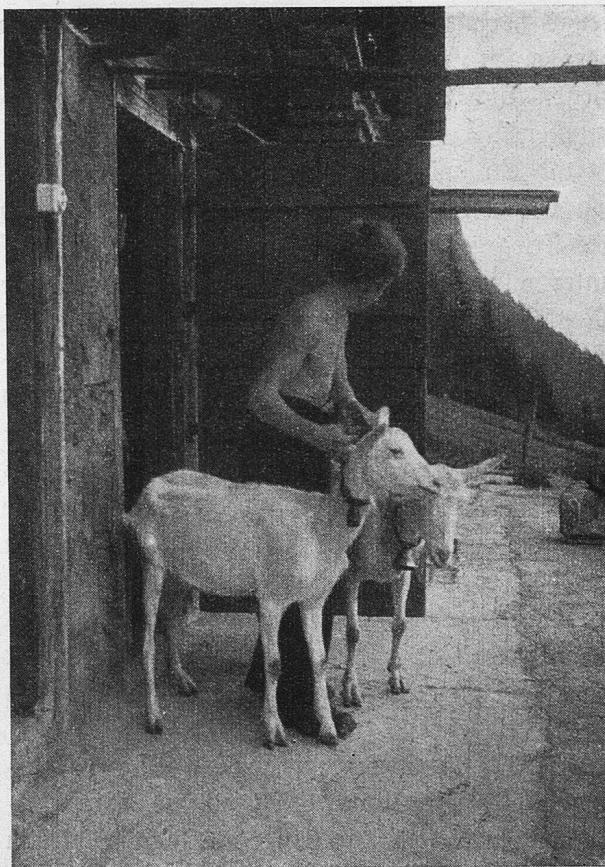
Jahre vergingen. Der Geächtete litt am Urteil, das die böse Umwelt über ihn fällte. Da brach der große Krieg aus, und ein Ringen von Land zu Land hob an, eine Vernichtung von Schiff zu Schiff, von Mann zu Mann, daß man sich plötzlich fragte: War es nicht furchtbarer, unendlich furchtbarer, wenn so viel Leben zerstört wurde, und just die, die seinerzeit am lautesten Sven geschmäht hatten, erkannten, wie sie ihm unrecht getan. Denn tausendmal unheilvoller war der Krieg, der blühende Menschen erschlug, auf Feldern ganze Heere verbluten ließ, Schiffe in den Grund bohrte und Matrosen und Steuerleute zu Hunderten auf grausamste Weise umkommen ließ.

Selma Lagerlöf entwirft Bilder von erschütterndem Realismus.

„Kurz nach der großen Nordseeschlacht war Svens Bruder Jung-Joel an Skagen vorübergefahren und hatte dort die unzähligen Toten an der Oberfläche des Meeres dahintreiben sehen. Sie hatten nicht starr ausgestreckt im Wasser gelegen, sondern waren von ihren Korkwesten in aufrechter Stellung gehalten worden. Ihre Köpfe hatten über das Wasser hinausgeragt, so daß man sogar die Gesichtszüge und den Ausdruck darauf hatte unterscheiden können.

Und weiter berichtete Jung-Joel, stundenlang sei der Dampfer durch Tausende und Abertausende von Toten hindurchgefahren. Das ganze Meer sei von ihnen bedeckt gewesen.

Er schilderte dem Bruder, wie entsetzlich der Anblick dieser Toten gewesen sei, unbeschreiblich entsetzensvoll sei er gewesen; aber eines habe ihn



Albert, der jüngste Bub, mit seinen Ziegen

doch am allermeisten erschüttert: allen den Toten seien von den unzähligen Scharen von Möwen, die über den Leichen kreisten, die Augen ausgehackt gewesen.

„Weißt du, was der zweite Steuermann tat?“ fragte er. „Als er das Furchtbare eine Weile betrachtet hatte, machte er die Augen zu und sprang über Bord, und wir sahen ihn nicht wieder. Er wußte, daß er das Leben nicht mehr ertragen könnte, nachdem er das gesehen hatte. Und ich — ich wollte, ich hätte es gerade so gemacht wie er.“

Im Vergleich zu dem, was dem in der Arktis hungernden Sven zur Last gelegt worden war und zu dem, was die Möwen gemacht hatten, wie viel schrecklicher ist doch das, fragt die Dichterin, was der heutige Krieg den Lebenden antut? Und eine Frau, deren Mann beim Bergen einer Mine einen Arm verloren hatte und dem beide Beine verstümmelt worden waren, spricht es aus: „Hält ein Mensch es für Unrecht, Tote schlecht zu behandeln, so sollte er bedenken, wieviel tausendmal schlimmer es ist, solche teuflische Mordwerk-

zeuge herzustellen, die die Lebenden umbringen oder einen Mann unfähig machen, sich zu bewegen, und ihn zu lebenslänglichem Elend verurteilen."

Und ein anderer Seemann, der Sven Elverfson verurteilt hatte, erzählt: „Ich bin während des Krieges Lotse gewesen. Dreimal ist das Schiff unter mir torpediert worden, und jedesmal sind Menschenleben dabei zugrunde gegangen.“ Jetzt fühlt er sich schuldig und bekennt dem früher Angeschuldigten: „Ich habe an Sie gedacht und mich gefragt, warum wohl wir alle, die so böse auf Sie waren, jetzt so geduldig sind. Es ist, als sei es jetzt ganz in Ordnung, daß Menschen wie die wilden Tiere aufeinander losgehen. Aber so kann und darf es doch nicht sein.“

Auf den folgenden Seiten des Romans folgt eine Szene, die haften bleibt. Sven fährt mit seinen brutalen Kumpanen auf den Fischfang mit dem Treibnetz.

„Sobald für Sven Elverfson ein Slanzug herbeigeschafft worden war, stieß man ab. Das Wetter war an diesem Tag besser als sonst in diesem Sommer, und es war ein guter Fang zu erhoffen. Aber Sven Elverfson bemerkte bald, daß alle an Bord schlechter Laune waren. Sie sprachen unfreundlich miteinander und auch mit ihm. Als er sie fragte, wie der Makrelenfang im letzten Sommer ausgefallen sei, fluchten sie und sagten, einen weniger erfreulichen Beruf als den eines Fischers gebe es nicht.

Nach einiger Zeit erreichten sie die Stelle, wo sie fischen wollten; aber sie legten das riesige Treibnetz im Meer aus, ohne ein freundliches Wort miteinander zu wechseln, und gerade so war es dann während der Mahlzeit in der Kambüse. In der Nacht saß Sven Elverfson oben auf Deck, und die Wachen lösten einander ab; aber keine von ihnen benützte die Gelegenheit, mit ihm ein Plauderstündchen zu halten, sondern jede ging verdrießlich und mit unterdrücktem Fluchen auf Deck auf und ab.

Sven Elverfson verstimmte und bedrückte all diese Unfreundlichkeit, aber er hoffte, die Stimmung an Bord werde sich ändern, wenn der Morgen anbräche und es Zeit würde, das Netz einzuziehen. Ein wenig besser wurde es ja auch, als der Motor in Gang gesetzt war und man die bei-

den Enden des Netzes eingefangen hatte, um es hereinzuholen.

Dlaus und Corfisson standen an der geöffneten Reling und zogen, die andern sollten das Netz in Empfang nehmen und die Fische aus den Maschen losmachen. Als nun das Netz hereinkam, so voll von prächtigen Makrelen, daß es wie ein Regenbogen glänzte, da leuchtete es in allen Gesichtern auf.

„Ihr werdet sehen, sie haben uns heute Nacht verschont,“ sagte Corfisson.

„Willst du gleich schweigen!“ schrie Dlaus und stieß einen Fluch aus. „Mußt du sie auch noch daran erinnern? Sie passen ohnedies genau auf. Fühl einmal das hier!“

Damit hob er das Netz ein Stück übers Wasser, und nun sahen alle zwischen den glitzernden Makrelen etwas Großes, Dunkles. Es wurde totenstill an Bord, und im nächsten Augenblick kam mit dem Garn die Leiche eines Menschen auf Deck.

Ein junger Mensch versuchte den Toten loszumachen, aber da rief der Schiffer kurz und kalt: „Laß sein! Hier kommt noch einer!“

Und gleich darauf ertönte abermals der Befehl: „Laßt sein! Hier kommen noch mehr!“

Bei diesen Worten hoben Dlaus und Corfisson eine entsetzliche Masse an Bord, zwei ineinander verschlungene Leichen.

Nachdem die letzten Maschen des Zugnetzes eingezogen waren, lag in dem Schiffsraum ein gewaltiger Haufen von Leichen, braunen Netzmaschen und Makrelen. Die Fische, die noch nicht tot waren, zappelten und suchten loszukommen, so daß der unheimliche Haufen aussah, als sei er lebendig.

Als die Leichen an Bord gehoben waren, bemächtigte sich Sven Elverfson eine solche Erregung, daß er zu weinen anfang. Er wischte die Tränen mit der Rückseite seiner Hand ab, aber sie kamen immer wieder. Schließlich mußte er die Arbeit am Netz aufgeben und ganz hinten aufs Schiff gehen.

Dort blieb er stehen, bis das Netz eingeholt und der Motor für die Heimfahrt in Gang gesetzt war. Die stumme Besatzung, noch ebenso unwillig, zornig und unzufrieden wie zuvor, hatte sich wieder drangemacht, aus dem Netz die Fische

und Muscheln herauszufuchen und das, was nicht hineingehörte, loszumachen.

„Alles, was in dem Netz ist, muß über Bord!“ befahl Nlaus.

Als Sven Elversson das hörte, begab er sich zu den andern. Die Tränen strömten ihm noch immer aus den Augen, aber er kümmerte sich nicht darum, sondern stellte sich neben die Besatzung und beteiligte sich an der furchtbaren Arbeit.

Jetzt kam die Reihe an einen der Toten. Sven Elversson hob ihn auf, während die andern ein paar Netzmaschen losmachten, die sich um die Knöpfe seiner Uniform geschlungen hatten. Es war ein älterer Seemann mit einem Seemannsbart. Jemand sprach die Vermutung aus, es werde ein Engländer sein. Als er losgemacht war, schickte sich Sven Elversson an, ihn auf Deck hinaufzuschleppen.

„Alles, was in dem Netz ist, muß über Bord!“ sagte der Schiffer, indem er sich nach dem Toten bückte.

Aber Sven Elversson widersetzte sich.

„Willst du ihn nicht in geweihter Erde ruhen lassen, Nlaus?“ fragte er.

Nlaus gab keine direkte Antwort auf diese Frage.

„Es ist am besten, wenn wir diesen ganzen Jammer vom Schiffe los sind,“ sagte er.

Sven Elversson kämpfte heftig mit seinen Tränen und sagte dann mit ziemlich fester Stimme: „Wenn du diesen hier ins Meer wirfst, mußt du mich mit hineinwerfen.“

Er war selbst erstaunt darüber, daß er so sprach, aber er konnte nicht anders. Und er würde bei seinem Worte bleiben, das fühlte er.

Und die andern sahen auch, daß es ihm ernst war, und daß er lebend den Toten niemals loslassen würde.

Der Schiffer fluchte und wendete sich ab, sagte aber nicht geradezu nein, und da verstanden die andern, daß er nachgab.

Sven Elversson wollte den Toten wegtragen, aber er war zu schwer für ihn. Da kam der junge Mensch, der noch nicht lange auf dem Boot war, und ging ihm zur Hand. Sie legten den Toten an der Reling nieder.

Als die nächste Leiche aus dem Netz losgemacht wurde, war es schon selbstverständlich, daß sie



Vreneli genießt die herrlichen Ferientage

zu der andern gelegt wurde. Zwei Männer trugen sie zu Sven Elversson herauf.

„Jetzt kommen wir mit einem Deutschen“, sagten sie.

Und zu seinem größten Erstaunen sah Sven Elversson, daß die Männer an Bord plötzlich einen ganz andern Gesichtsausdruck bekommen hatten und viel besserer Laune waren.

Sie hatten aufgehört zu fluchen, sprachen still und ruhig. Jetzt haften sie diese Scharen von Toten nicht mehr, die ihnen ihren Lebensunterhalt nahmen.

Denn sie waren gewohnt, den Toten Achtung und Ehrerbietung zu erweisen, etwas in ihnen fühlte sich befriedigt, daß diese ertrunkenen Krieger jetzt ein ordentliches Begräbniß erhalten sollten.

Aber auch Sven Elversson überkam eine wunderbare Ruhe, seine Seele wurde so still, wie sie vom ersten Tage seines Unglücks an nicht mehr gewesen war.

Ihm war, als hörte er ringsum sich Stimmen, die ihm dankten, weil er Mitleid mit den Körpern

gehabt hatte, die einst die geliebten Wohnungen unsterblicher Seelen gewesen waren.

„Jetzt hast du dich von der Last befreit, die auf dir ruhte“, sagten die Stimmen. „Auf diese Weise mußte es geschehen. Nun ist deine Schuld von dir genommen. Als du dein Leben aufs Spiel setztest, um einen Toten zu retten, da wurde alles gesühnt.“

So ein Bild voller Grausamkeit und schönster Menschlichkeit zugleich konnte nur einer Meisterrin gelingen. Sie ist nicht in den Haß der Parteien verstrickt. Deutsche wie Engländer sollen in geweihter Erde gebettet werden. Das allgemein Menschliche ist das Große an Selma Lagerlöf. Sie mißt die Zeit an den Schicksalen, die sie erfüllen, und an den Mächten, die in ihr Gewalt haben. Bei der Bestattung der ans Land geschafften Toten läßt die Dichterin den Pfarrer feierlich tiefe Worte sprechen, und noch einmal stellt sie Leben und Tod einander gegenüber.

„In diesen Zeiten hat der Tod eine weit größere Macht bekommen als je zuvor. Er herrscht über uns und unterdrückt uns. Er heimst seine Ernte vor der Zeit ein. Seine Diener sind die Gewalt und die Grausamkeit. Er macht das Verbrechen und die Unsitte von ihren Ketten los. Es gibt keine Missetat, die er nicht auf Erden geschehen ließe, und seine Herrschaft scheint noch nicht zu Ende zu sein.“

Und jetzt, wo wir unter der furchtbaren Tyrannie des Todes leiden, jetzt beginnen wir uns zu fragen: „Gibt es nicht doch etwas auf Erden, das stark genug wäre, den Kampf mit dem Tod aufzunehmen?“ Aber auf Erden, das wissen wir, gibt es nur eines, was dem Tode widersteht und dessen beständiger, unentwegter Feind ist, und sein Name heißt Leben.

Und mitten in diesem Krieg, während so Furchtbares geschieht, daß Zehntausende von Menschen ins Meer geworfen werden, als ob das gar nichts wäre, und andere Zehntausende in Gefangenschaft weggeführt, wie wenn das nur etwas wäre, dessen man sich rühmen dürfte, und wieder andere Zehntausende vor den Mündungen der Kanonen hingeschlachtet, wie wenn das eine lobenswerte Tat wäre, und abermals Zehntausende von Haus und Hof vertrieben werden, wie wenn das eine althergebrachte Sitte wäre, — mitten in

allem erwacht doch, glaube ich, eine größere Liebe zum Leben in uns, als wir sie früher je herbergt haben.

Denn das Leben ist ja nur eine einfache Dienerin gewesen, die es jedem recht zu machen gesucht und für sich selbst nichts verlangt hatte. Das Leben war bisher die Alltagskost, an die man kaum dachte, während man sie verzehrte. Das Leben ist nichts Feierliches, das auf Gemälden dargestellt wird oder im Zwielicht als Gespenst auftritt. Das Leben hat nicht einmal eine besondere Gestalt, an der man es erkennen könnte. Jetzt denkt ihr wohl in euren Herzen, ich rede töricht“, sagte der Pfarrer, während er den Blick auf seine Zuhörer richtete, „denn das Leben ist doch das, was wir alle am meisten lieben. Aber, meine Freunde, diese Liebe genügt nicht. Ich möchte sagen, das Leben gleicht einem schlecht erzogenen Kinde, das mit mehr Liebe als Verstand aufgezogen sein kann und dann zu einer Qual und Schande wird, so daß man schließlich nicht mehr weiß, wie die eigenen Eltern es ertragen sollen. Oder auch, ihr meine jungen Freunde, das Leben gleicht einer jungen Frau, die ihr in euer Haus führt und der ihr eure ganze Liebe schenkt; aber das ist doch nicht genug für sie. Ihr müßt sie auch mit Heiligkeit und Frieden umgeben und ihr Rechte einräumen und gut gegen sie sein, sonst geht eure junge Frau von euch und überläßt euch der Einsamkeit und Verzweiflung, weil die Wege, auf denen ihr sie geführt habt, nicht die richtigen waren.“

Laßt mich jetzt davon ausgehen, daß während dieser Jahre das Leben so heilig und kostbar geworden ist wie nie zuvor. Und seine Heiligkeit nimmt mit jedem weiteren Tag dieser unseligen Zeit zu.

Deshalb fangen wir an, uns mit größerer Liebe denen zuzuwenden, die die wahren Diener des Lebens sind, die es hoch und heilig halten und den Lebenden Beistand leisten.“

Diese Betrachtungen hat Selma Lagerlöf bei Anlaß des ersten Weltkrieges angestellt. Was hätte sie zu den heutigen, noch viel grausameren und unheilvolleren Ereignissen gesagt, zu den Bombardementen aus der Luft, zu den furchtbaren Mächten, in denen ganze Städte in Trümmer fallen, ganze Länder ausgehungert werden?

Mit den Hunderttausenden hätte sie unsäglich gelitten und die Allgewalt des Todes als ein Verhängnis empfunden, das Welt und Menschen an

den Abgrund treibt. Und mit prophetischer Stimme hätte sie eines noch lauter gepriesen: das heilige Leben!

Kinder gibt es . . .

Kinder gibt es, die im Dunkeln irren,
Mutterlose, ohne Heim und Haus;
Arme, aufgeschwechte Schwälblein, schwirren
Mit dem Wind sie in das Feld hinaus.

Schmal vom vielen Hungern sind sie worden.
Von der Kälte sind die Händchen blau;
Müde träumen sie von Blumenborden
Und von einer gütigen Engelfrau . . .

Gib, o Herr, den armen Kindern allen
Doch ein Kissen und ein Stücklein Brot!
Laß sie nicht aus deinen Händen fallen,
Sondern führe sie aus aller Not!

Friedrich Schongauer

Welche Charaktere sind am glücklichsten?

Die Beantwortung dieser Frage setzt voraus, daß man sich über die Fragen „Was ist Glück?“ und „Wer ist glücklich?“ bereits im klaren ist. Wenn man unter Glück die Erfüllung aller Wünsche und Begierden versteht, dann wäre der Charakter am glücklichsten zu nennen, der mit größter Skrupellosigkeit durchs Leben geht und seinen Egoismus in allem das große Wort führen läßt.

Da aber das wahre Glück nicht so sehr im Auskosten materieller Genüsse als vielmehr in den bescheidenen, durchgeistigten Freuden liegt, werden jene Charaktere am glücklichsten sein, die es verstehen, sich zu bescheiden und in jeder Lebenslage das relative Glück zu erkennen und auch bei schwersten Schicksalschlägen einen gewissen Optimismus nicht zu verlieren.

Ein ausgeglichener Charakter mit einem gemäßigten, sanguinisch-phlegmatischen Temperament wird viel leichter das Glück finden als ein schwankender Charakter, eine leidenschaftliche Natur, die sich von Stimmungen hinreißen läßt. Während der unausgeglichene sich oft auch zu sehr von außen beeinflussen läßt, macht der gefestigte Charakter sein Glück nicht von der Umwelt abhängig, sondern er sucht es in seinem Innern, er baut es sich nach seinem eigenen Ermessen auf und verliert niemals seine Zuversicht. Er ist auch nicht ängstlich, ja man möchte sagen, der Mut ist ein Hauptbestandteil im Leben des Glücklichen. Mit dem Mut paart sich auch ein ge-

wisses Selbstbewußtsein, das oft insofern von größter Bedeutung für das Lebensglück ist, als es den Optimismus aufrecht erhält.

Zum Glückseligsein ist es auch nötig, die Welt nicht als Menschenfeind zu betrachten, sondern sich mit den Menschen verbunden zu fühlen. Der gesellige Mensch findet mehr Freuden als der Einsiedler. Dadurch, daß er vorurteilsloser den Menschen gegenübertritt, lernt er auch leicht das so beglückende Erlebnis einer aufrichtigen Freundschaft oder Sympathie kennen. Wie sehr die Menschenfreundlichkeit das Glück eines Menschen bedeuten kann, sieht man am Beispiele bekannter Philantropen oder der vielen unbekanntenen bescheidenen Heldinnen, die sich andern aufopfern. Im Glückmachen ihrer Mitmenschen liegt ihr eigenes stilles Glück. Ohne jede Berechnung suchen solche Charaktere den Kontakt mit den Mitmenschen und finden ihre Befriedigung in einem gänzlich uneigennütigen Schenken.

Als wirklich glücklicher Charakter wäre jener anzusprechen, der seine Leidenschaften mäßigen und in moralische Werte umsetzen kann, der seinen Mut niemals in Wagemut ausarten läßt, sondern in ihm seinen Optimismus schöpft, der sich von Schicksalschlägen nicht überwältigen läßt und auch große Verluste verschmerzen kann. Der glückliche Charakter ist zwar gesellig, kann aber bei Mangel an Gesellschaft nicht zu sehr bedrückt werden und er findet auch in den kleinsten Freuden des Daseins eine Quelle des Glücks. St.